

Österreichische Impressionen

Von WALTER DADEK

Salzburg und Niederösterreich

Um Österreich kennenzulernen, empfiehlt es sich, das Land von Westen nach Osten zu durchstreifen und dabei dem Osten die größere Aufmerksamkeit zu widmen. Gewiß, Salzburg ist reizvoll, wenn es auch außerhalb der Saison hinter den Erwartungen zurückzubleiben scheint. So kann der Reisende nicht umhin, gewisse Zeichen der Ärmlichkeit und mangelnder Pflege der Häuser zu bemerken, die in den Festspieltagen von dem Rausch der Eleganz überlagert werden. Es spricht für die vielgerühmte Schönheit der Stadt, daß sie dann doch für sich einnimmt. Ihr Scharm ist zu urwüchsig, um je ganz dem Verschleiß der Berühmtheit zu erliegen. Letztlich kommt die Bezauberung, die vielverheißene, doch zustande, aber es ist eben Bezauberung und gewiß ist diese nicht ohne weiteres mit Schönheit im strengen Sinn gleichbedeutend.

Auch das Salzburger Land zeigt seine nicht weniger gerühmten Reize. Aber man muß schon vor die Postkartenkulisse des weltbekannten Dorfes und ganz dicht an das Ufer herantreten, um See und Berge in ihrer unverfälschten, unabgeschwächten Perspektive zu erleben. Auch hier alles zu urwüchsig, um ganz verkitschen zu können. Aber zu lieblich, um ganz schön zu sein.

Das Herzstück des Landes ist Niederösterreich. Dies nicht schon deshalb, weil es Wien beherbergt. Zwar mag es nützlich sein, sich zu vergegenwärtigen, daß man sich auf den Mittelpunkt eines ehemals großen Reiches zu bewegt, aber die politisch-historischen Erinnerungen sind zu zwiespältig, um von der bloßen gedanklichen Vorstellung her den Eindruck des Landes in eindeutiger Weise vorzubestimmen. Es ist vielmehr auf der Fahrt donauabwärts die Landschaft, die Kulturlandschaft, die gefangen nimmt. Auch hier scheint zunächst der Eindruck des Liebenswürdigen auf Auge und Ohr zu überwiegen. „In Maria Taferl leucht' ein Stern, den ham' Verliebte gar so gern.“ Mit freundlicher Geste hat die mitreisende Dame auf das Kirchlein aufmerksam gemacht; es ist eine nach nördlichen Begriffen recht reife Dame, aber die Worte kommen aus ihrem Munde gezwitschert wie über die Lippen eines Backfisches.

Schon dies Maria Taferl indessen beschäftigt das Auge, macht auf Bildinhalte aufmerksam, von denen eine eifrig verbreitete Wachau-Romantik nichts ahnen läßt. Wie sich die zwei schlanken Türmchen über der in sehr hellem, blassem Gelb getünchten Vorderfront erheben, scheint es sich um nicht viel mehr zu handeln als um eine liebenswürdige Spielerei. Das zierliche hellgetünchte Bauwerk und die breiten, wuchtigen, von satten Wäldern überzogenen Höhenrücken des Donauufers scheinen sich im Raum zu stoßen, ja sich im Wesen auszuschließen. Man ist betroffen von dieser

Divergenz, die auf das Konto eines vermeintlichen Mißgriffs der Architektur zu gehen scheint. Aber der erste Eindruck eines Widerspruchs schwindet. Er konnte entstehen, weil mit dem Barock und der Landschaft, ein wenig unvermittelt, zwei Dinge von gleich elementarer Natur ins Blickfeld getreten waren. Unmittelbar danach begreift man, daß zwischen beiden eine Verbindung aus innerer Notwendigkeit und unanfechtbarer Gültigkeit besteht. Der Reisende erlebt, wie sich sein erster Eindruck ins Gegenteil verkehrt und sich ihm die geheime, mächtige Entsprechung zwischen dem Barock und dem Donauland erschließt, die sich ihm dann auf der Weiterfahrt in vielfältiger Wiederholung immer wieder bestätigt. Die barocken Kirchen, Gutshöfe und Bauernhäuser zu beiden Seiten der Eisenbahn sind nur jeweils Punkte in dieser Landschaft, aber sie beherrschen sie in schlechthin vollkommener Weise und man gewinnt die Überzeugung, daß es neben dieser Lösung keine zweite von gleicher Vollkommenheit geben kann. Es ist eine Verbindung von bezwingender ästhetischer Logik.

Das österreichische Haus

Es hat sein unverwechselbares Gesicht. Der Grundriß ist in der Regel ein langes, schmales Rechteck, das mit seiner längeren Seite der Straße zugekehrt ist. Die bauliche Konstruktion entspricht dem einfachen Grundriß. Im Verein mit den Fenstern, die die beiden Fronthälften in genau gleich große Abschnitte aufgliedern, bestimmt die in der Mitte liegende Tür den Grundcharakter betonter, sparsamer Symmetrie. Die Fensteröffnungen, über niedrigem Sockel, sind lang in die Höhe gestreckt. Das Dach setzt niedrig auf, so niedrig wie eben möglich, um auch in der Senkrechten eben noch die Proportionen des Ganzen zu wahren. Diese Konstruktion ist in gleicher Weise für das freistehende Haus wie für die geschlossene Siedlung, ja auch für kleinere und größere Werkstatthäuser bis zu Objekten von Fabrikcharakter geeignet, ohne daß erhebliche Abänderungen erforderlich wären. Nicht einmal nennenswerte Abwandlungen sind zu verzeichnen. So befriedigte das Haus durch Generationen das Wohnbedürfnis einer gemäßigten Wohnkultur. Es bietet Platz für einen Flur in der Mitte und eine gleiche Zahl von Räumen zu beiden Seiten für die hauptsächlichen Wohnzwecke und zweifellos hat es geschmackprägend in dem Sinne gewirkt, daß es sich zivilisatorischen Auswüchsen entschieden widersetzte. Man merkt es schon dieser Fassade an, daß es etwa Nebenräume eines verfeinerten Wohngeschmacks nur widerstrebend sich einfügen läßt.

Es ist die Geometrie einer soliden Kultur, die sich so ausprägte. Zugleich aber hat dieses Haus die Eleganz des Barocks. Der Verputz der Türfüllungen etwa oder die Anlage der Fenstersimse haben jenen Schwung und auch noch in der vulgärsten Formung einen Hauch jenes Beschwingtseins, mit dem dieser Stil sich kenntlich macht. Man möchte die Frage stellen, ob es sich hier nicht vielleicht um ein anderes, urtümlicheres, archaisches Bauen handelt, das

sich nur in seinen Oberflächenformen zeitweilig mit Elementen des Barock verschmolz. Auf der anderen Seite mag die immer wieder gemachte Erfahrung, daß die Note des Barocken sich selbst dort erhält, wo die Details fortgelassen sind, ja, daß das Barock bleibt, wo selbst die letzte Spur sichtbarer Beschwingtheit geschwunden ist, zu der Entdeckung führen, daß Barock gar nicht der Beschwingtheit, ja nicht einmal der bescheidensten Krümmung bedarf, um Barock zu sein. Auch noch die betont karge Fassade wäre barock, wenn sie nur, wie hier durchweg geschehen, gewisse Proportionen der Längen und Breiten einhält. Barock wäre ein Stil, der sich gewissermaßen noch bis in die atomare Struktur des Bauens, bis in seine ersten Formungsbestrebungen hinein vorfindet, lange vor deren Übergang zu bewußter architektonischer Gestaltung.

Stift Melk

Dieser Klosterbau ist ein Denkmal jenes Barocks, dem man in der gleichen zeitlosen Form im Lande rundherum auf Schritt und Tritt begegnet. Das Stift erhebt sich auf 60 Meter hohem steilem Uferfelsen zwischen dem Strom und der Eisenbahnlinie. Der vom Westen kommende Zug folgt hier, bevor er den kleinen Ort passiert, ein Stück dem weitgespannten Bogen der Donau und für einige hundert Meter hat man im Näherkommen einen freien Blick auf das mächtige, ernste, erhabene Bauwerk, in dem die Elemente der österreichischen Kultur wohl ihre gültigste Ausprägung finden. Melk ist keine Grenzfeste wie weiter stromabwärts etwa das Schloß in der Stadt Preßburg. Das Stift bezeugt die Herrschaft einer Kultur in der Mitte ihres Ausbreitungsgebiets. Diese Stätte einer maßvollen Zucht und eines geordneten Strebens nach Bildung von Geist und Lebenshaltung hat in der geschlossenen Rundung seiner Blocks, in die das Kirchengebäude nahtlos eingefügt ist, den Charakter einer unnachahmlichen Verbindung von Zurückhaltung und Offenheit, der einen eigenen Ausdruck von Würde einschließt. So mag dieses Bauwerk an dem vielbenutzten Verkehrsweg nach den Ländern des Südostens als ein unübersehbares kultur-politisches Wahrzeichen wirken. Das Stift vermittelt den Eindruck, daß nichts Gültigeres an seiner Stelle gedacht werden könnte und es rechtfertigt so den historischen Anspruch der Österreicher auf dieses in früher Zeit heftig umkämpfte und bis heute von Spekulationen bedrohte Land.

In mythischer Zeit sind hier die Nibelungen vorbeigezogen. An Melk vorbei führte auch Stifter seinen Witiko nach Wien, an den Hof der Babenberger, wo er in höchster Umgebung Unterweisungen in der Kunst des Regierens erhalten soll für die ihm später zufallende Aufgabe, in der Region um Oberdonau und Böhmerwald ein Reich der guten Ordnung zu errichten. Die Särge der ersten Babenberger ruhen jetzt in der Stiftskirche von Melk. Dieser Ort macht es am deutlichsten, daß Österreich Donauland ist. Es ist kein Zufall, daß dieses symbolische Bauwerk hier seine Aufstellung gefunden hat. Die Geschichte des Landes ist die der dauernden Bewältigung und Inbesitz-

nahme des Stromes und seines Einzugsbereichs. Alle schöpferischen Kräfte haben sich um den Strom gruppiert. Dagegen tritt die mächtige Formation der Alpen, die einen Großteil der Fläche des Landes einnimmt, an Bedeutung gegenüber dem Donauland zurück.

Die Ebene

Auf das Gebirgsland beschränkt wäre Österreich nie mehr geworden als ein Anhängsel der bayerischen Domäne. Der Besitz der Berghöhen allein, so wichtig er aus militärischen Gründen sein mag, hätte noch nicht den maßgeblichen Einfluß des aus dem alten Herzogtum entstandenen Staatswesens auf den ganzen mitteleuropäischen Raum zu begründen vermocht. Erst das Übergreifen in den Bereich der Ebene, wie es sich in der Wahl des Platzes für die Hauptstadt Wien symbolisiert, gab Österreich das Übergewicht über die anderen politischen Mächte und ermöglichte die Reichsbildung vom Boden des heutigen Österreichs aus. Keineswegs lag es schon in der Natur der Sache, daß die politisch-kulturelle Einheit in der dann historisch erhärteten Form zustande kam.

Die geopolitische Ausgangslage von damals aber ist erhalten geblieben. Das Österreich nach 1918 und jetzt wieder nach 1945 verbliebene Staatsgebiet bedeckt einen großen Teil des Donaulachlandes, das geographisch zu der Ungarischen Tiefebene gehört. Vom Westen kommend erreicht man auf dem Kahlenberg den letzten erhöhten Punkt. Unmittelbar zu Füßen liegt das weltbekannte Grinzing, daneben das gleichfalls ins Weltbewußtsein gerückte Nußdorf. Dann beginnt die weniger bekannte Ebene der maßlosen Ausdehnung. Es dürfte keine Gelegenheit geben, die Wende zur Ebene eindringlicher zu erleben, als entlang der Donau selber, auf dem Wege von Klosterneuburg, das man nicht ohne Umstände mit Vorortsstraßenbahn und schepperndem Omnibus auf schlechter, fast an den Balkan erinnernder Straße erreicht, nach Wien. Wer diese Mühe hinter sich gebracht hat, der suche am Ortsrand den Geländestreifen zwischen dem Bahnkörper der Franz-Josephs-Bahn und der Donau auf und schlage, durch anfänglich unübersichtliches Gelände zwischen Gemüsegärten und Brachland, den Feldweg ein, auf dem er gelegentlich Matrosen der dort stationierten russischen Donauflottille begegnet. Etwa auf der Höhe des dem Kahlenberg benachbarten Leopoldsbergs stößt man auf den Strom und gewinnt damit den Punkt größter Anschaulichkeit hinsichtlich der für das Leben der Völker und Staaten und den Bestand der Ordnung in diesem Raum wesentlichen geopolitischen und historisch-politischen Zusammenhänge. Der zurückgewandte Blick erfaßt in der Richtung, aus der die Donau lehmig-mattsilbrig heranrollt, die Türme der Stiftskirchen von Klosterneuburg und Korneuburg, beide noch im Schutz der letzten, östlichsten Hügelrücken liegend. Wendet er sich dann, den Blick östlich, donauabwärts, so hat er unabweisklich deutlich über alle Details des Vorder- und Mittelgrunds den überwältigenden Eindruck der mächtigen Ebene, die hier ihren Anfang nimmt. Sie

ist Ebene in radikaler Vollendung. In ihrem Herzen lauert allgegenwärtig die Steppe. Schon in den Randgebieten Wiens, in den brachliegenden Flächen im Umkreis der Großstadt oder wo sonst die intensive Bewirtschaftung für kurze Zeit ausgesetzt hat, läßt sie ihre Steppennatur erkennen. Wie jede Ebene ist sie charakterisiert durch die beständige und verzehrende Gewalttätigkeit, die der des Meeres nicht nachsteht. Sie ist blanke, nivellierende Gewalt, Gewalt ohne jede Fassung, trotz aller Übermacht, die ihr zur Verfügung steht, nicht unfähig der Verstellung und Verharmlosung, ja der Tücke, der Verleitung zur Trägheit, zum Erschlaffen, von keinem Prinzip oder Antiprinzip auf die Dauer zu bannen, die ständige Bedrohung jeder Kultur, die sich über das Stadium der Schilfhütte erheben möchte.

Für das Auge des Fremden sind die Siedlungen in dieser Landschaft ungemein karg. In eintöniger Gleichmäßigkeit reihen sich die Häuser, eins an das andere, alle mit der gleichen Fassade und in gleichen Abmessungen, in fast endloser Kette; denn die Straßen selber sind in souveräner Mißachtung jeglicher Verkehrsplanung angelegt. An eine Ausnutzung der Tiefe zugunsten größerer Verdichtung der Ortschaften ist nicht gedacht. Man fragt hier nicht nach der Entfernung. Alles ist unendlich weit. An der Schwelle des Hauses beginnt die Weite für alles und jedes. Die Straße ist so nichts weniger als ein verkleinertes Abbild dieser Lebensdimensionen im Angesicht der ständig und in radikaler Entblößung gestellten Existenzfrage. Dabei wirken die Städte ungemein steinern, aber man wird darin nicht, wie es gern geschieht, städtebauliche Übergangsformen zum italienischen Süden zu sehen haben, vielmehr eine Verwandtschaft allein darin, daß dort wie hier die Vegetation der Landschaft in „sozialem“ Belang nicht gewachsen ist. Nur niederes Gewächs hat Bestand. Es gibt in diesen Ortschaften keine freiwachsende Vegetation als städtebauliches Element, allenfalls spärliches, staubiges Grün als sorgsam gestutzten Zierat. In der Zerdehnung aller Maße und im Kreise der niederen, geduckten Existenzen hat allein das Haus Beständigkeit höherer Art. Das profanisierte Barock ist Maß und Widerpart der platten Endlosigkeit, die gültige Formel gehobener Baukultur und, in der monotonen Aneinanderreihung im sozialen Verband, zugleich *der* Stadtstil in politisch gefährdeter Landschaft. In Ortschaften dieses Typs haben Beethoven und Josef Weinheber gelebt und zweifellos entscheidende Anregungen empfangen. Diese Orte haben als Muster für die Städtegründungen bis in die entlegensten Gebiete der alten Monarchie gedient. Die stilbildende Kraft dieses Barocks läßt sich bis tief ins Galizische, in die Ungarische Tiefebene und im Süden nach Istrien verfolgen.

Wien

In Sichtweite der Ausläufer des Wiener Waldes gelegen, ist Wien doch schon Stadt des Flachlandes. Die Donau hat hier bereits den Charakter des Stromes der großen Tiefebene. Sieht man von den unbedeutenden Erhebungen des Leithagebirges ab, so gehört die Stadt schon unzweideutig zum

Bereich der Landschaft, die die Mitte der südöstlichen Halbinsel ausfüllt. Von der Kaffeehausterrasse des Kahlenberges schweift der Blick über ein breiig die flachen Bodenwellen überziehendes Häusermeer. Es ist das Gepräge der ausgedehnten Siedlung in der Tiefebene.

Auch Wien unterliegt wie alles den besonderen Beanspruchungen dieser Landschaft. Es wäre auch für die Großstadt trügerisch zu glauben, daß das Flachland ihre Existenz erleichtere, vielmehr nötigt es sie wie alle menschlichen Gemeinwesen in ihrem Bereich zu nie erlahmender Aufmerksamkeit. Nur gelassenes Vertrauenkönnen auf die eigene Kraft, darüber hinaus ein wenig Optimismus in Bezug auf die eigenen politisch-sozialen Bestrebungen kann eine Stadt in dieser Lage am Leben erhalten. Stillstand muß zum Erliegen führen. Diese Stadt aber ist zusammengeschrumpft. Der „Ring“, von seinen Erbauern dazu bestimmt, einer sich mächtig ausdehnenden Hauptstadt als Lebensader zu dienen, ist deutlich wieder Stadtgrenze geworden. Schon in den frühen Abendstunden erstirbt an seinen Außenrändern das Leben, das eine Großstadt von heute kennzeichnet. Schonungslos enthüllt dann die Nacht, wie die Steppe ringsherum Boden gewonnen hat. Das abendliche Leben zieht sich unter den kurzen Lichterketten der Kärntner- und Mariahilferstraße zusammen, ein wenig dichter an den Stellen, wo sich Kinoeingänge befinden. Wenn dann mit dem Beginn der letzten Vorstellung aus Gründen der Sparsamkeit die Lichtreklamen abgeschaltet werden, senkt sich schlagartig noch tiefere Düsternis herab. Der Puls des Straßenlebens erstirbt zu einem Murmeln. Nur ein paar Schritte zur Seite und Grabesstille umfängt den Fußgänger. Es sind die menschenleeren hallenden Gassen und Plätze der Inneren Stadt, denen Carol Reed die Visionen seines „Dritten Mann“ verdankt.

Aber es bedarf der Dunkelheit nicht, um das Gespenstisch-Makabre dieser Stadt zu enthüllen. Es weicht auch vor dem Tageslicht nicht. Dieses Gemeinwesen ist eine Wohlfahrtsstadt, freilich eine solche auf dem durch die beschränkten Mittel gegebenen verhältnismäßig niedrigen Niveau, aber mit dem Apparat amtlicher und halbamtlicher Einrichtungen, die der Preis für die gerechte Verteilung und Zumessung der knappen Güter im Sinne einer bestimmten Überzeugungsrichtung zu sein scheint. Der private Verwaltungsapparat hat sich insofern seinem amtlichen Vorbild angepaßt; er braucht ihn nur in der faktischen Zwangsausübung zu unterbieten, um im übrigen allseits geduldet zu werden. Beide stehen sich dabei nicht einmal feindlich gegenüber. Im Geiste nicht unverwandt, haben sie mancherlei Berührungsflächen und das gemeinsame Interesse, durch Abschirmung gegen jegliches Mißbehagen der Verwalteten sich in Existenz zu erhalten.

Diese Stadt hat gleichwohl eine Macht, deren Eindruck sich niemand entziehen kann. Es ist die unvergleichliche Lage und das Beispiel geschichtlicher Leistung, die sie ihr trotz aller wirtschaftlichen und politischen Schwächung seit 1945 erhalten haben. Diese Stadt hat Majestät, die sie zur Zeit darin ausübt, alles, was in ihr mit dem Anspruch auf Beachtung auftritt,

auf seine Substanz hin zu prüfen. Die pompösen Ladenbüros der großen ausländischen Fluggesellschaften wirken hier weniger, wie beabsichtigt, als Demonstrationen eines beneidenswerten Lebensstils denn als solche einer kaum mehr überbietbaren Ahnungslosigkeit. In völliger Verkenntung ihrer Wirkung machen sie mit ihrem verschwenderisch teuren Leuchten auf den nächtlich unbelebten Ring hinaus den geradezu peinlichen Eindruck völliger Verfehltheit. Bloßer Wohlstand erweist sich in Wien als irgendeiner konstruktiven Parolenwirkung unfähig. Diese Stadt braucht mehr als die Verheißung der Prosperität. In ihr, die vielleicht nur das Geschick unserer Zeit in besonderer Erschwerung vorlebt, erfährt der Wohlstandsgeist seine deutliche Deklassierung. Auch zeigt er hier bereits, was anderwärts noch weniger sichtbar ist, seine politische Instinktlosigkeit und reiht sich damit in die Unzahl der unsere Welt im Gewande der Modernität bevölkernden ideologischen Gespenster.

Bei allem Wandel gleich geblieben ist die politische Bedeutung des Platzes Wien. Diese Stadt ist die Klammer, die den Raum der im engeren Sinne europäischen Kultur des westlichen Kontinents mit der in tausendfältiger Weise diesem Kontinent verknüpften, in vielerlei Hinsicht aber zur Eigenentwicklung neigenden großen Tiefebene verbindet. Das geschieht in der denkbar intensivsten Weise: durch ihren Lebensstil, durch den Einklang der Auffassungen über zahllose kleine und große Dinge des Lebens. Noch bestehen trotz des seit 1918 erfolgten Verschleißes vielfache Beziehungen familiärer und freundschaftlicher Art zu den Menschen der Donaumonarchie außerhalb des jetzigen Österreichs, existieren Jugenderinnerungen aus jenen Tagen, deren Erlebnisgehalte trotz aller Verstreuung und Verdünnung wirksam geblieben sind. Sie alle finden in der Fortexistenz Wiens ihre Erneuerung und Bekräftigung. Fiele diese Stadt aus, so würde der Kontinent an dieser Stelle auseinanderbrechen, an der so etwas wie eine Nahtlinie zweier Lebensbereiche der einen Kultur verläuft.

Nichts kann Wien in dieser historisch-politischen Leistung ersetzen; an keinen anderen Ort könnte seine Klammerfunktion verlegt werden. Es ist schon die geographische Lage, die Symbolkraft hat. An keiner anderen Stelle auch ist so viel historische Erfahrung in Bezug auf die hier wichtigen Probleme angesammelt. Aber, gewiß ist historisches Prestige nicht unerschöpflich. Was der Stadt not tut, ist Hilfe, zu mindest aktive Anteilnahme, zu allermindest Verständnis und Zuspruch. Das Urteil des Westens über sie hält sich indessen auf dem Niveau unverbindlicher Schwärmerei und des Tändelns mit süßlichen, aus Kino und Illustriertenphantasie gespeisten Vorstellungen. Vor lauter mißverstandenen Lokalkolorit hat man die Bedeutung des Platzes zu sehen versäumt. Diese bis zum Überdruß kunsthistorisch und rein historisch-beschreibend gewürdigte Stadt ist in Wirklichkeit weithin unerforschte politische Landschaft und bis heute hat dieser Platz keinen Standort im politischen Bewußtsein. Der Durchschnittseuropäer wird zwar imstande sein, eine recht anschauliche Beschreibung etwa der Kitzbühler

Alpen zu geben. Eine Vorstellung aber des Marchfeldes fehlt im gänzlich. Wien liegt schon in jenem fernen Bereich, der für das politisch-historische Bewußtsein der Europäer zu verschwimmen beginnt. In dieser Lage erfüllt die Stadt in der weichen Flanke Europas trotz des Eisernen Vorhangs, trotz wirtschaftlicher Gefährdung, die ihren Scharm arg gemindert, trotz sinnloser Verstümmelung und Behinderungen aller Art, die ihre politische aktive Kraft ausgelöscht, ihren politischen Instinkt verkümmert haben, einfach durch ihr Fortbestehen an dieser Stelle — town in being könnte man sagen — ihre Aufgabe.

Wirtschaftspolitisches

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes haben den Charakter des Intimen. Man meint, die Enge des Marktes mit Händen greifen zu können. Trotzdem ist es keineswegs leichter als anderwärts, sich eine Modellvorstellung dieser Volkswirtschaft zu bilden. Mit der Kleinheit wächst offenbar nicht ohne weiteres die Übersichtlichkeit und trotz der geringen Ausmaße ist die Durchsichtigkeit der ökonomischen Zusammenhänge nicht größer.

Der erste und bleibende Eindruck ist der einer Wirtschaft, die dahinfriert. Dem auswärtigen Besucher wird dies immer zuerst mit dem Hinweis auf die unbefriedigende Ausgabenseite der Volkswirtschaft vor Augen geführt. Er erfährt, daß Österreich den denkbar niedrigsten Kulturetat habe; 0,5 Prozent des Haushalts wären der Förderung der kulturellen Kräfte gewidmet, nicht mehr. In der Tat macht alles, etwa im Bereich des höheren Schulbetriebs, einen kümmerlichen Eindruck, und nimmt man zum Beispiel das Sortiment einer angesehenen Wiener wissenschaftlichen Buchhandlung als Maßstab für die Kaufkraft der Intelligenzberufe, so gelangt man allerdings zu Minimalwerten, die kaum ihresgleichen haben — ein Fall krasser Unterbewertung der Intelligenz, und dies in einem Land, dessen wirtschaftliche Chancen allein in Qualitätsleistungen liegen. Dafür aber, so heißt es, sei man in anderer Weise großzügiger. So habe man den neuen Westbahnhof in Wien in Ausmaßen errichtet, die jeden Vergleich mit den Weltstädten aushielten, während man anderseits die Zahl der täglich einlaufenden Züge an den Fingern abzählen könne. Die riesige Empfangshalle ist zu jeder Tageszeit von überwiegend ärmlichem Volk gefüllt, das die Wärme und den Witterungsschutz des großzügigen Gewölbebaus sucht — eine Verschiebung der Zweckbestimmung von einer kaum zur Geltung kommenden Repräsentanz zur Wärmehalle, die dafür spricht, daß beträchtliche Mittel am falschen Ort und zum unrichtigen Zeitpunkt eingesetzt worden sind. Der Einheimische nennt dies allerdings kaum volkswirtschaftliche Fehlleitung; er spricht offenherzig und drastisch von Schlendrian, Bürokratie, Ausgeben mit leichter Hand, Vetternwirtschaft.

In Sache des Wiener Westbahnhofs richteten sich die Angriffe an die Adresse des Verkehrsministers, der der sozialistischen Partei angehörte. Überhaupt scheint die stark sozialistisch eingestellte Bürokratie keine sehr

glückliche Hand in der Ausgabenwirtschaft zu haben. Mißgriffe der erwähnten Art sind gewiß zum Teil der fehlenden Tradition des Regierens zuzuschreiben, aber auch in der schöpferischen Phantasie sind dem österreichischen Sozialismus recht enge Grenzen gesetzt. In der Koalition mit der Volkspartei ragt er jedenfalls nicht durch besondere Initiative hervor; vielmehr zeichnet er sich gerade da, wo er Mitverantwortung zu tragen hat, durch eine eigenartige Mischung von Dogmatismus und Subalternität aus. Den wirtschaftlichen Problemen von heute steht er im Grunde verständnislos gegenüber. Viel zu sehr mit Lehrsätzen belastet, die nie recht Gelegenheit hatten, in Erfahrung umgemünzt zu werden, fehlt ihm sowohl die freie geistige Beweglichkeit als auch überhaupt die Möglichkeit zum Umdenken. Diese Entwicklung entbehrt gerade in Wien mit seiner angesehenen Schule des wissenschaftlichen Sozialismus nicht der historischen Tragik. Der tätige Sozialismus, institutionell anscheinend durchaus gefestigt und gerühmt, hat jedenfalls kaum mehr Chancen, sich jemals vor dem Lande durch eine große sichtbare Leistung als geschichtlich-politische Kraft auszuweisen. Er hält sich im Spiel der politischen Kräfte, weil seine Partner ihn an Einsicht nicht überragen. Man hört viele Klagen über das bäurische Element und dessen angeblich allzu egoistische Politik. Es heißt, die Bauern hätten auf die volkswirtschaftlichen Grundsatzfragen gerade auch in den Nachkriegsjahren zu großen Einfluß gehabt, den sie dazu ausgenützt hätten, der Wirtschaftspolitik des Landes den Stempel agrarischer Interessenpolitik aufzudrücken. Den ländlichen Interessen läuft es gewiß nicht zuwider, wenn nicht zu viel Erfolg in Richtung volkswirtschaftlicher Intensivierung erzielt wird, werden die Bauern ihre Erzeugnisse doch auch in einer unterbeschäftigten, unrationell organisierten Wirtschaft los, und zwar zwangsläufig und mühelos immer zu guten Knappheitspreisen, die ihnen einen übermäßigen Anteil an Sozialprodukt sichern. Gewiß würde es zu weit gehen, ein bewußtes Verhalten der Bauernschaft (deren Arm allerdings sehr weit reicht) in diesem Sinne zu unterstellen, aber starke Instinkte mögen in etwa in dieser Richtung wirksam sein. Die für die Ohren des Publikums bestimmte Diskussion bewegt sich allerdings in anderen Sphären. Wie überall finden sich auch hier Argumente für eine statische Gesamtwirtschaftspolitik und es stehen weitere Ideologiereserven zur Verfügung, um in jedem Fall zwischen den sozial unzufriedenen Kräften, wie den nach Überprüfung der bisherigen ökonomischen Theorie und Praxis rufenden Stimmen, das Gleichgewicht zu halten. Für eine fruchtbare konservative Politik ist dies freilich kein günstiger Ansatz.

Der entscheidende Antrieb für eine Hebung der Produktivkraft des Landes liegt beim Faktor Arbeit. Es bedürfte eines langfristigen Programms der Intensivierung der Volkswirtschaft, das seinen Schwerpunkt in besserer Organisation des Arbeitseinsatzes und Steigerung der Arbeitsleistung hätte. Diesem Gedanken wird, wo er auftritt, kaum widersprochen; ein ihm ent-

sprechendes Programm aber würde tief in die Denkgewohnheit der Menschen eingreifen. Man lebt hier nicht, um zu arbeiten, auch nicht seitdem unter den erschwerten wirtschaftlichen Lebensverhältnissen nach 1918 das Leben aus lauter Arbeit besteht. Die Arbeit hat ihren Sinn bewahrt, dem Leben nachgeordnet zu sein. Man ist auch nicht dynamisch genug, um gegen die Ursachen des Leistungs- und Wohlstandsgefälles gegenüber dem Westen energisch genug anzugehen. Das „Österreichische Produktivitätszentrum“ ist zwar recht rührig, aber seine Bemühungen nehmen sich aus wie die nicht genügend gewürdigten Anstrengungen einer allzu beflissenen neuen Abteilung in einer altbewährten Firma, die nicht daran denkt, ihren Arbeitsrhythmus zu ändern.

Man ist überhaupt nicht in erster Linie ökonomisch eingestellt, um Richtung und Maß des zu Unternehmenden nach einer erzielbaren Wohlstandssteigerung zu bestimmen. Eine interessante Kehrseite dieser Einstellung ist, daß sich das wirtschaftliche Geschehen im Vergleich zu rationaler orientierten Volkswirtschaften durch eine größere Festigkeit auszeichnet, die sich fast am Modell eines Konjunkturverlaufs verdeutlichen läßt: Wirtschaftliches Geschehen — Wohlergehen oder Mißstand — stellen sich in der öffentlichen Meinung weitgehend als „politisch“ bedingte Konstellationen dar. Geht es besonders schlecht, so sammelt sich das Mißvergnügen der Wirtschaftler; sein Objekt ist dann schlechthin „die Regierung“. Zeiten der Stabilität wiederum sind Epochen, in denen (vorübergehend) politische Vernunft obwaltet, während sich bereits als Begleiterscheinung des Wohllebens der Schlendrian breitmacht, mit dem sich kommendes Unheil ankündigt. Depressionen sind politische Krisen. Bemühungen um Besserung dementprechend politische Reinigungen. So erscheint das wirtschaftliche Auf und Ab identisch mit einer Art politischen Kreislaufs, zu dessen Steuerung die alterproben Mittel und Mittelchen der „Politik“ ausreichend erscheinen.

Die Russen

Bei Enns an der Donau erreicht man auf der Fahrt nach Wien das russische Besatzungsgebiet. Diesseits der Eisenbahnbrücke, die die Grenze bildet, ist der Posten der Amerikaner längst eingezogen; jenseits wird die Kontrolle der Reisenden noch unverändert gehandhabt, wenn auch die Kontrollpraxis sich allmählich zivilisiert hat. Es gibt kaum noch Schwierigkeiten. Die Geschichten, die hier erzählt werden, gehören der Vergangenheit an. Trotzdem legt sich die gewisse drückende Stille auf die Reisegesellschaft, die für Reisen über Ideologiegrenzen in unseren Tagen charakteristisch ist. Jenseits ist ein anderes Wertsystem gültig. Man merkt den Übergang auch daran, daß die Einhaltung der Fahrpläne auf der weiteren Strecke nach Wien zu einer Sache von untergeordneter Bedeutung wird.

Der Eisenbahnlinie entlang reihen sich zahlreiche Übungsplätze der russischen Besatzungstruppen. Man erkennt Einzelheiten wie Hindernisbahnen,

Schießstände aus aufgeworfenen Erdhaufen, Schützenscheiben, die gleichen, dem Landser hinlänglich vertrauten „Pappkameraden“. Nirgends etwas Besonderes. Gelegentlich Anzeichen, daß die Anlagen instand gehalten werden, im übrigen aber alles in einem Zustand leichter Verwahrlosung. Auf das Aussehen dieses Militärapparates hat auch von der nun schon jahrelangen Berührung mit dem technischen Apparat der Amerikaner oder der Engländer nichts abgefärbt. Man bleibt bei dem vertrauten Zustand ständiger Improvisation. Das soldatische Handwerk soll in der Atmosphäre des dauernden Provisoriums bleiben, das die soldatischen Potenzen im Zustand natürlicher Bereitschaft erhält. Entgegengesetztes drückt sich dagegen in den Denkmälern aus. Kein Zweifel, daß sie, wie jener Rotarmist mit Goldhelm und vergoldeter Lanzenspitze auf hochragender Säule über dem Schwarzenbergplatz in Wien, nach dem Willen der Erbauer das gültige Siegel auf das historische Faktum des Sieges darstellen sollen. Aber, wer sich vor der Macht fürchtet, die sich hier mit allen Anzeichen der Selbstüberzeugung darstellt, mag eben von diesem Standbild vielleicht eine gewisse Beruhigung entnehmen. Vielleicht, wenn auch nicht gewiß, denn alles hängt von der Frage ab, für deren Beantwortung im vorliegenden Falle keinerlei geschichtliche Erfahrung ausreicht. Haben etwa frühere siegreiche Heere in der Zeit ihrer ungehemmten Siegeszüge sich auch schmückbeladene Feldzeichen vorantragen lassen oder hätten sie sie nicht vielmehr als überflüssig und hinderlich für den Weitermarsch verschmäht? Und ferner, ist nicht der Umstand, daß diese Bauten jeglichen künstlerischen Funken vermissen lassen, ein Zeichen dafür, daß diese Macht bereits an der Grenze angelangt ist, wo sich Ausdehnung allein in der Entfaltung schöpferischer Ordnung fortsetzen und festigen kann? Eine Antwort auf diese Frage geben, hieße die künftige Entwicklung in entscheidenden Punkten abschätzen können.

Es ist unwahrscheinlich, daß dieses Land je endgültig von der östlichen Macht in Besitz genommen wird. Dies schon deshalb nicht, weil deren Soldaten hier im Grunde weniger fremd sind, als in irgendeinem anderen Land außerhalb ihres eigenen Bereiches. Im Österreichischen sind sie auf Elementares der Lebensweise gestoßen, das ihnen noch dazu im Tiefsten verwandt ist. Wenn sie eines Tages fortziehen, werden sie weg sein, ohne merkliche Spuren hinterlassen zu haben. Das schwerwiegende Ereignis ihrer Anwesenheit am Lebensnerv Europas schwächt sich so um einige Grade ab. Sie sind hier auf eine Macht gestoßen, die sie weder wirklich erobern noch auch nur verarbeiten können, die sie einmal, im Kern unberührt, wieder werden verlassen müssen. Die Grenze ihrer möglichen Machtausübung ist hier deutlich überschritten. Es ist dies eine Lage, die sie eigentlich zu höchster Aufmerksamkeit nötigen müßte. Aber das Gegenteil ist festzustellen. Die Berührung mit dem Elementaren scheint es mit sich zu bringen, daß ihre Aufmerksamkeit eingeschläfert wird. Sie geben sich nicht nur unbekümmert, sie sind es auch.

Politische Ausblicke

Der Beobachter muß sich immerzu vor Augen halten, daß er sich hier auf dem Boden einer ehemaligen Großmacht bewegt, die eine der wenigen lebensfähigen Kontinentalmächte war, so wenig erinnert, von den Wiener Eindrücken abgesehen, das Land von sich aus daran. Kaum irgendwo Zeugnisse einstiger Größe, auch in dem Bewußtsein der Menschen keine nennenswerten Anklänge an jene Zeit. Aber ebenso wenig Merkmale des Verfalls, der doch sonst den Niedergang von Reichen verrät. Gewiß gilt für alte staatliche Formen nicht ohne weiteres der allgemeine Erfahrungssatz, daß von den fundamentalen Dingen des menschlichen Zusammenlebens nichts unersetzbar ist. Auf die Frage aber, ob sich die Geschichte hier wiederholen könnte, liegt die Antwort nahe, daß in dieser Gegend Europas zumindest nichts unmöglich ist. Die Geschichtsforschung ist dabei, Ansatzpunkte für eine Revision des bisherigen allzu simplen Urteils über die österreichische Politik der Vergangenheit zu schaffen, der gewiß in dem Maße Rehabilitierung zuteil werden müssen, wie die Mißstände in Mitteleuropa immer deutlicher als Früchte der Thesen von 1918 erkennbar werden. Was im Lande selber zu Fragen der auswärtigen Politik geäußert wird, hat — selbst in gut orientierten Blättern — unverkennbar provinziellen Charakter. Andererseits fehlt es Österreich nicht an Bewußtsein seiner selbst. Wien beherbergt zur Zeit einige hervorragende Prediger, in denen sich dieses vielleicht am deutlichsten ausdrückt, und was von den Kanzeln der Wiener Kirchen, jeweils in den Maßstäben des allgemein Gültigen und, auch in den aktuellen Wendungen, jeweils auf das Menschliche schlechthin bezogen, gesagt wird, gewinnt hier besonderes Gewicht, hat den Nachdruck, der für das Vorhandensein einer lebendigen, schöpferischen, von keiner Anfechtung der Resignation befangenen Kraft zeugt.

Angesichts solcher widerstreitender Eindrücke in diesem Land, das trotz umstürzender Ereignisse seit Jahrzehnten im Grunde in einem Zustand der Stagnation verharret, ist die Frage, die allein weiterführen kann, die nach der Substanz. Was in Österreich wirkliches Gewicht hat, sind der unreflektierte Lebenswille und der Charakter von Einzelnen und Volk, sind der gesunde kritische Sinn des kleinen Mannes in Fragen, die sich seiner direkten Einsicht entziehen, gepaart mit den Tugenden der Beständigkeit und des Maßhaltenkönnens. Urteils- und Haltungssicherheit verflüchtigen sich nach außen, verdichten sich nach innen. Österreich ist so das Vorbild des Föderativen, weil es nach dem Zeugnis seines Lebensstils das Insichruhende folgerichtig darstellt. Nach einem Zeitalter extravertierter politischer Einstellung in der Welt, deren Erfolge zweifelhaft, deren Mißgriffe offenbar sind, könnte eine gewissermaßen introvertierte Politik wieder größere Chancen haben und damit diesem Land, zum Vorteil auch der anderen, wieder eine geachtete Rolle unter den Staaten zufallen.